

DIE SOZIALE POESIE BEZIEHUNGSENGAGIERTER FORSCHUNG FORSCHUNG ALS GESPRÄCH

Sheila McNamee

Einleitung

Über das Poetische sprechen heißt, dem Imaginativen Flügel zu verleihen. Es bedeutet, sich mit Worten auszudrücken, die tiefsinnig sind. Es ist, als ob man einen Text über den *Sinn für das Schöne* schreiben würde. Ebenfalls mit dem Poetischen verwandt ist die Freiheit von den Zwängen der traditionellen Formen der Praxis. Wenn man das Poetische nutzt, ist man genötigt, den Diskurs von *Tatsache* oder *Form* in die Schwebelänge zu bringen, und ist eingeladen, sich im Improvisieren zu engagieren, das heißt, *ohne Plan* zu arbeiten.

All diese Assoziationen mit Poesie oder mit dem Poetischen finden sich jedoch im Bildnis von den inneren Reflexionen eines Künstlers wieder. Es ist der Dichter, der mit Sprache, mit Interpretationen oder mit Vorstellungskraft spielt. Indem ich dieses Porträt des Dichters, des Gedichtes und des Poetischen erweitere, heiße ich die Bewegung in Richtung der sozialen Poesie willkommen. Hier bewegen wir uns rapide vom Inneren des Dichters oder dem besonderen poetischen Moment, hin zu der relationalen Verknüpfung, aus der alle Bedeutung hervorgeht. Wir sind nicht länger darin verstrickt, den einsamen Dichter oder dieses schwer zu fassende Moment zu sehen, das wir poetisch nennen. Vielmehr erkennen wir, dass das Genie des Dichters und die Unaussprechlichkeit des poetischen Moments in den diskursiven Ressourcen liegt, die in Beziehungen erzeugt werden. Unsere Ressourcen gehen aus unseren Gemeinschaften hervor, insbesondere aus den zwischen uns ausgehandelten Arten, unser Handeln, das an lokale Momente gebunden ist, zu koordinieren.

Beziehungengagment als soziale Poesie

Indem wir den Begriff Poesie aus individualistischen Tradition lösen, ermöglichen wir die Erforschung der Arten, sich auf einander zu beziehen, in denen das Phantasievolle, das Beunruhigende und das Neue bei dem, was Menschen zusammen tun, erlangt wird. So zielt das Sprechen über die soziale Poesie der Forschung auf die Idee

und die Praxis des Beziehungsengagements. Die Idee des Beziehungsengagements legt die Betonung auf die besonderen Arten der Interpretation und Handlung, mit welcher die Teilnehmer ihre Welten erzeugen. Forschung weicht dann dramatisch von der Tradition ab, innerhalb deren wir glauben, in der Lage zu sein, einige wichtige Aspekte bezüglich unserer Studienobjekte zu entdecken. In der traditionellen Psychotherapieforschung sind wir zum Beispiel daran interessiert zu entdecken, welches therapeutische Modell oder welche Theorie am erfolgreichsten darin ist, spezielle psychologische Probleme zu behandeln. Hier nehmen wir an, dass die Forschung, wenn sie – in unvoreingenommener Weise – kunstgerecht durchgeführt wird und die richtigen Techniken verwendet werden, auf ein korrektes Modell oder eine korrekte Theorie hinweist. Oder denken wir an die Forschung, die konzipiert wird, um festzustellen, an welcher Art von psychologischem Problem ein Klient tatsächlich leidet. In diesem Fall würden die ordnungsgemäßen Methoden und Werkzeuge das „wahre“ Problem aufdecken. Diese Positionen ignorieren jedoch die soziale Poesie, das heißt das Beziehungsengagement, durch das Wirklichkeiten erzeugt werden.

Forschung als Beziehungsengagement: Soziale Poesie in Aktion

In meiner Arbeit habe ich versucht, die Grenze zwischen Forschung und Therapie absichtlich zu durchbrechen, um das Beziehungsengagement, das die Wirklichkeiten (z. B. Ergebnisse, Methoden, Werte etc.), die wir studieren und leben, erzeugt (McNamee 1996, 1997), lebendig zu machen. Wie ich erwähnt habe, heißt dem relationalen Nexus von Bedeutungserzeugung Priorität einzuräumen folgendes: das völlige Annehmen der Poesie mit einer sozialen Betonung, nämlich dem Erlangen neuer Bedeutung und Bilder.

Was würde passieren, wenn wir uns in Befragungen, die von unserem Interesse getragen wären, engagieren würden und die Idee akzeptierten, dass jede Tätigkeit einen Ort haben muss, innerhalb dessen sie Sinn macht? Anstatt sich mit Situationen auseinander zu setzen, in denen man versucht, die beste Lösung oder den besten Weg zu finden, lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Wege, auf denen Teilnehmer ins Gespräch kommen, und darauf, wie diese verschiedenen Wege vielfältige Handlungsmöglichkeiten eröffnen.

Der Begriff des Beziehungsengagements legt seine Betonung auf genau diesen Prozess. Die Aufmerksamkeit ist auf die besonderen Arten der Interpretationen und Handlungen gerichtet, durch welche wir unsere Welten erzeugen. Wenn wir die diskursiven Formen, in denen wir uns mit anderen engagieren, ins Zentrum rücken, müssen wir bereit sein, die Ideen vielfältiger Begründungen, die Idee von durch Beziehungen erzeugten Wirklichkeiten sowie die der Unbestimmbarkeit schätzen zu lernen. Was als ethisch eingeschätzt wird und was pathologisiert wird, geht aus dem gemeinsamen Austauschprozess hervor. Indem wir also den Forschungsprozess (seinen Erfolg oder sein Versagen) als Beziehungsengagement positionieren, laden wir dazu ein, Sensibilität und Respekt gegenüber den variierenden Konstruktionen von Richtig/Falsch, Gut/Böse, Effektiv/Ineffektiv, Erfolgreich/Nichterfolgreich zu fördern, die in den sich unterscheidenden relationalen Gemeinschaften entstehen.

Jede Person, sei sie Forscher oder Erforschte, trägt ein riesiges Netzwerk von jeweils anderen Beziehungen, anderen Gemeinschaften und somit auch anderen Formen zu sprechen, zu handeln und der Sinnerzeugung mit sich. Die beziehungsengagierte Forschung nähert sich Fragen, Themen, Projekten und so weiter eher als Herausforderungen von Konstruktionen denn als Objekten oder Problemen, die geplant, gelöst und bewältigt werden sollen. Aus einer relationalen Orientierung heraus würden wir fragen: In welcher Weise hat das, was wir hier zusammen machen, die Chance auf Erfolg oder Misserfolg, und inwieweit gewinnt es Überlebensfähigkeit, Glaubwürdigkeit und Dauerhaftigkeit?

Es gibt verschiedene Implikationen dieser Orientierung.

Erstens: Wenn alle Handlungen situierte Handlungen sind (z. B. aus dem relationalen Engagement mit anderen heraus entstanden und sich folglich innerhalb von Gemeinschaften und Traditionen von Bedeutung befindend), gibt es nicht länger die Vorstellung einer ethischen oder professionellen Kompetenz, die sich außerhalb dieser Gemeinschaften und Traditionen befindet, noch einer, die sich außerhalb des interaktiven Moments befindet. Was wir mit anderen machen, schafft Leben für vollständige Seinsformen. Diese Prozesse können nicht von den vielfältigen diskursiven Gemeinschaften abstrahiert werden, in denen wir leben.

Es gibt keine speziellen Techniken oder Strategien, die eine valide Forschung *produzieren* würden. Bestimmte Methoden, Tech-

niken oder Strategien herauszustellen würde bedeuten, die eine diskursive Form gegenüber der anderen zu privilegieren. Ich möchte damit jedoch nicht sagen, dass es keine Mittel gibt, mit denen wir evaluieren oder Auswahlen treffen können oder mit denen wir bestimmte Sprechweisen situationsbezogen als besser gegenüber einer anderen deklarieren können. Forschung ist, wie alle anderen Formen der Interaktion, situierte Praxis – sie ist sozialpoetisch. Die Entscheidungen, bestimmte Methoden zu privilegieren, können nur relational getroffen werden. Die Ethik, die Relevanz, der Wert und die Angemessenheit jeder Forschung wird unterschiedlich beurteilt werden, abhängig davon, wie jemand die Aktivitäten situiert.

Zweitens: Wenn wir das Beziehungsengagement ins Zentrum setzen, orientieren wir unser Verständnis von Forschungsaktivitäten anders. Wir beginnen Sprech- und Handlungsweisen zu untersuchen. Wir werden neugierig darauf, wie diese Formen an Lebensfähigkeit gewinnen und wie sie innerhalb spezieller Gemeinschaften aufrechterhalten werden – in der Tat, wie diese für wahr gehalten und als objektiv erachtet werden können. Unser Interesse an der Beurteilung dieser Sprech- und Handlungsweisen schwindet, weil jedes Urteil für sich genommen als etwas erkannt werden kann, das innerhalb einer besonderen, diskursiven Gemeinschaft entsteht. Das bedeutet, ein Urteil, welches innerhalb einer relationalen Wirklichkeit lokalisiert ist, müsste sich wesentlich in seiner Kohärenz und Rationalität von einem momentanen Urteil unterscheiden.

Urteile, Bewertungen, Beschlüsse und so weiter können (und müssen schließlich auch) gemacht werden. Wenn wir aber unsere Aufmerksamkeit auf die Situationen lenken, in denen die Teilnehmer beziehungsengagiert sind, setzen wir ein zu fällendes Urteil oder einen „finalen“ Entscheidungsprozess so lange außer Kraft, bis wir Befragungen betrieben haben oder bis wir eine Unterhaltung über die Gemeinschaften veranlasst haben, die jeder Handlung ihre Kohärenz verleihen.

Dieser Ansatz hat zwei mögliche Resultate. Die Gespräche über *Urteile, Bewertungen, Entscheidungsprozesse* und so weiter werden anders gesehen, gehört und erfahren, weil sich die Handlungen der Teilnehmer in einem relationalen Netzwerk als kohärent erwiesen haben und folglich in mancher Hinsicht als logisch und relational *verstanden* wurden. Dadurch verschwinden die Gespräche, die wir gemeinhin als *Urteile, Bewertungen, Entscheidungsprozesse* kennen.

Wenn Mitglieder nämlich zusammenarbeiten, um ein Formen *relationaler Urteile, Bewertungen, Entscheidungsprozesse* zu erreichen, bekommen diese eine neue Bedeutung. Mit anderen Worten: Es entsteht ein transformativer Dialog aus dieser anderen Haltung, die wir in dem interaktiven Moment einnehmen. Bateson (1972) nennt dies „den Unterschied, der einen Unterschied macht“.

Das Durchbrechen der Grenze zwischen therapeutischen und forschenden Gesprächen

Der therapeutische Kontext hat der Forschungsgemeinschaft viel zu bieten, insbesondere Therapie, die mit sozialkonstruktivistischer Sensibilität durchgeführt wird (Gergen 1994). Da therapeutische Gespräche innerhalb dieser Sensibilität als kollaborativ und als teilnehmende Praxis anerkannt werden, bei der sowohl Klienten als auch Therapeuten ihre Welten in Sprache neu erzeugen können, verschwindet das Bild vom objektiven Experten (Anderson 1997). Einige der kreativeren Formen der Therapie, in der Gemeinschaften von Helfern zusammenkommen, um mit Familien und deren wichtigen Beziehungspartnern zu arbeiten, dienen als außergewöhnliche Illustrationen der *Forschung als Gespräch* (siehe z. B. Seikkula et al. 1995). Diese Art von Therapie ist am erfolgreichsten darin, die strengste Unterscheidung, die in unserer modernistischen Tradition aufrechterhalten wird, die Unterscheidung zwischen Forschung und Therapie, zu durchbrechen. Die Unterscheidung, von der ich spreche, besagt, dass Forschung ein Prozess der Entdeckung und Therapie ein Prozess der Intervention sei. Wenn der Forschungsprozess als transformativ und generativ für neue diskursive Gemeinschaften angesehen werden kann, kann dieser Prozess therapeutische Qualitäten annehmen. Diese letztere Beschreibung von Forschung ist dann möglich, wenn wir uns die relationale Konstruktion von Bedeutung zu Eigen machen (Gergen 1994).

Ebenso nimmt der therapeutische Prozess Forschungsqualitäten an, wenn das therapeutische Gespräch als eine durchführbare Gestaltung der einschätzenden, evaluierenden und dokumentierenden Aspekte des menschlichen Austausches sowie der Identität usw. akzeptiert wird. Um diesen letzteren Standpunkt zu erreichen, bedarf es jedoch einer Neueinschätzung unserer generellen Überzeugung bezüglich der *Produkte* von Forschung. Allgemein gespro-

chen, attribuieren wir dem Produkt der Forschung solche Dinge wie Sicherheit, Glaubwürdigkeit, Generalisierbarkeit und Wiederholbarkeit. Unsere modernistische Tradition schreibt dem Forschungsprozess Vorstellungen von Rationalität, Wissenserzeugung, Objektivität, Fortschritt und Universalität zu. Die Konsequenzen dieser Annahmen sind, dass wir schnell den Fokus des Problemlösens ausschmücken und uns in Gesprächen engagieren, die mithilfe unseres Versuchs, Probleme zu lokalisieren, zu definieren und zu erklären, pathologisierend wirken. Zusätzlich legen wir eine sehr starke Betonung auf Quantifizieren anstatt auf Belange von Qualität.

In diesem Sinne ist Forschung als Gespräch sensibel für reflexive Kritik und für eine Vielfalt von Stimmen. Wenn Sprache unser Ausgangspunkt ist, dann sieht der gesamte Forschungsprozess anders aus. Dann gibt es nichts zu entdecken oder zu erklären, sondern es müssen eher gemeinsame sprachliche Wendungen erbracht werden.

Diese Orientierung hat mehrere Implikationen.

Wenn die Fragen, die ein Forscher stellt, eine Form situierten Handelns darstellt (z. B. geboren aus relationalem Engagement mit anderen und in bestimmten Gemeinschaften und Traditionen von Bedeutungen lokalisiert), gibt es keine Idee von ethischer oder professioneller Kompetenz mehr, die vom interaktiven Moment losgelöst wäre. Die Fragen, die wir stellen, formen die Ergebnisse, die wir bekommen, und diese Prozesse können nicht von den diskursiven Gemeinschaften getrennt werden, in denen wir leben. Zudem ist die Validität ein Ergebnis der Forschungspolitik bzw. der Rhetorik, innerhalb deren sie konstruiert ist. Forscher sind nicht einfach Reporter. Forscher engagieren sich mit Gemeinschaften, wenn sie ihre Untersuchungen durchführen. In diesem Maße können die Forscher Gespräche für diejenigen öffnen, die ein legitimes Interesse an dem Projekt haben, aber andernfalls nicht konsultiert würden, wie z. B. Nachbarn, entfernte Verwandte, Schulbeamte und geldgebende Geschäftsstellen der Gemeinde etc. Wenn wir das Netzwerk der Stimmen, die involviert sind, ausdehnen, erweitern wir das Potenzial für Ko-Konstruktionen innerhalb weiter gefasster Gemeinschaften. Wir können verschiedene Fragen stellen. Zum Beispiel: Für wen ist das ein Problem? Was würde als erfolgreiche Therapie gelten und für wen? In welcher Art, wenn überhaupt, hat Therapie andere über die Klienten, Patienten hinaus verändert? Wer

aus dieser erweiterten Gruppe denkt, die Therapie war effektiv, transformativ und erfolgreich? Wer mag noch von diesen Gesprächen profitiert haben? Welche neuen Ressourcen (finanziell, emotional, praktisch) könnten sich als Ergebnis dieses Gesprächs entwickeln?

Forschung muss als konstruierender Prozess gesehen werden, der nahe legt, dass wir die Beschreibungen des sozialen Lebens konstruieren und rekonstruieren, während wir aktiv in den Forschungsprozess selbst eingebunden sind. Die Traditionen der Interpretation, die wir in den Forschungskontext einbringen, müssen zusammen mit den Menschen, die wir beobachten, und mit der intellektuellen Gemeinschaft, zu der wir sprechen, sowie mit unseren eigenen Familien und Freunden usw. koordiniert werden. Alle sind in irgendeiner Form bei unseren Forschungsanstrengungen gegenwärtig. Die Fragen, die wir stellen, und die Schlüsse, die wir ziehen, werden mit diesem komplexen Netzwerk von Beziehungen koordiniert. Aus diesem Koordinationsprozess werden sowohl einengende als auch Möglichkeiten eröffnende Beschreibungen entstehen. Konsequenterweise wird die politische Natur der Forschung eher hervorgehoben als verleugnet, und die Vielfalt der Stimmen wird betont.

Die soziale Poesie der Vielstimmigkeit

Schließlich müssten wir auf der pragmatischen Ebene versuchen, Verfahrensweisen anzulegen, die uns in Richtung eines beziehungsengagierten Forschungsprozesses bringen. Für mich geht die Forschung, die zur Vielfalt der Stimmen einlädt – sowohl für die Forscher als auch für die Forschungsteilnehmer und die *Zuhörerschaft*, für die die Forschung betrieben wurde –, einen langen Weg zum Erreichen der sozialen Poesie, über die wir hier sprechen. Diese Vielfalt kann auf verschiedene Arten realisiert werden.

Den Bereich der Teilnahme erweitern

Wie zuvor bereits vorgeschlagen, können wir *interessierte andere* zum Forschungsgespräch einladen. Diese anderen können sowohl zahlende Quellen und Politiker, Gesetzesvertreter, Verwandte aus dem Bereich der erweiterten Familie als auch soziale Gemeinschaften, Nachbarschaften, Schulvertreter und medizinische Fachleute

sein. Typischerweise sind die Mitglieder all dieser Gruppen involviert und an der Effektivität von Psychotherapie interessiert. Die Tatsache, dass ihre Stimmen in die Erforschung der Psychotherapie mit eingeschlossen sind, bewirkt, dass sich gleichzeitig die Beschreibung, der Effekt und der Erfolg von Psychotherapie ausdehnt, und dadurch ein mächtiges Forum für die Reform der Gemeinschaft bereitgestellt wird. Oft müssen Juristen, Lehrer, medizinische Fachleute und Familienmitglieder bei dem, was als unterschiedliche Aspekte desselben Falles erscheint, zusammenarbeiten. Wir wissen, dass diese verschiedenen Vertreter es vorziehen, nicht miteinander übereinzustimmen, anstatt sich einig zu sein bezüglich der passenden Handlungen, die unternommen werden sollen, oder bezüglich dessen, was als Erfolg zählt und was als der wichtigste Aspekt der Situation/des Falles angesehen werden soll. Indem diese Stimmen im Forschungsgespräch zusammengebracht werden, kann die Gemeinschaft der involvierten Teilnehmer ein Verstehen der Situation ko-konstruieren, das die wichtigen Anliegen und Aufgaben der anderen Involvierten nicht bekämpft. Das kann jedoch nur erreicht werden, wenn das Forschungsgespräch innerhalb eines Kontextes erzeugt wird, der die Kohärenz dieser vielfältigen Gemeinschaften respektiert und Dialoge eher fördert als Debatten.

Die inneren Anderen einladen

Ein anderer Weg, Multivokalität entstehen zu lassen, ist, uns selbst als Forscher unserer eigenen Vielfalt zu ermutigen. Können wir Fragen stellen, Untersuchungen leiten, Daten analysieren und „Ergebnisse“ interpretieren aus unseren vielfältigen Identitäten heraus, wie: Forscher, seltsame Person, Detektiv, Klatschmaul, Beschützer, Lehrer, Verteidiger des sozialen Konstruktivismus etc.? Können wir Vielfalt der Stimmen erreichen, wenn wir andere einladen, uns als Forscher zu assistieren oder wenn wir die einladen, die an der Forschung teilhaben und die sich als Forscher fühlen? Welche Information mögen sie haben wollen, welche Fragen würden sie stellen, oder besser, wie würden sie ihre Informationen sammeln? Und schließlich, würden wir Fragen stellen können, die die anderen Forschungsteilnehmer dazu einladen, ihre *internen Anderen* (die Stimmen ihrer anderen, offensichtlich weniger wichtigen Beziehungen) mit ins Gespräch zu bringen?

Sich für reflexive Kritik engagieren

Der oben erwähnten Praxis kann man sich annähern, indem man den Forschungsprozess aus einer Haltung der Neugier oder aus interessiertem Befragen heraus, unterstützt. Während wir eine professionelle Verantwortung dafür haben, fokussierte, bedeutungsvolle und valide Forschung zu betreiben, müssen wir realisieren, dass zu viel Sicherheit im Verstehen oder in der Methode das Argument für die beziehungsengagierte Forschung zunichte macht. Zusätzlich müssen wir respektieren, dass das, was valide Forschung in einer Gemeinschaft ausmacht, nicht auch in einer anderen gelten muss. Die rhetorische Kraft eines diskursiven Arguments kann sich dramatisch von einer Gemeinschaft zur anderen verändern. Mit anderen Worten wir müssen uns ständig selber fragen, welche diskursiven Traditionen gewährleisten diese speziellen Fragen, Untersuchungen und Schlussfolgerungen? Warum dieser Diskurs und kein anderer? Welche Gemeinschaft wird hier repräsentiert und welche Gemeinschaften werden aufgrund ihrer Vertretung ausradiiert? Um diese Art von reflexiver Kritik geht es beim Beziehungsengagement. Es illustriert die soziale Poesie der Gespräche bis zu dem Maß, dass die Möglichkeit anderer diskursiver Gemeinschaften und Traditionen erkannt wird und durch ein solches Erkennen diesen eine Stimme gewähren kann.

Dialog als Metapher

Der beziehungsengagierte Forschungsprozess, für den ich einstehe, begrüßt den Ausdruck *Dialog* sowohl praktisch als auch metaphorisch. Während die praktischen Dimensionen schon skizziert wurden, lohnt es sich aufzuzeigen, dass man nicht notwendigerweise ein aktiver Teil der Unterhaltung sein muss, um in den Dialog, so wie wir diesen Ausdruck generell verstehen, einbezogen zu sein. Hier beziehe ich mich auf den Irrglauben vieler, der besagt, dass in einen Dialog einbezogen zu sein bedeutet, dass alle sprechen müssen. Häufig ist die *Stimme*, die jemand für seinen Beitrag auswählt, die Stimme einer Nicht-Beteiligung. Diese Stimmen sollten genauso respektiert werden, wie die, die „am Tisch versammelt“ sind. In einem Dialog engagiert sein bedeutet nicht, dass jeder in derselben Weise teilnimmt. Es bedeutet, dass sich die Teilnehmer in der Weise miteinander beschäftigen, in der sie es für angebracht halten – was

ein Fehlen von *physischer* Teilnahme mit einschließen kann. Trotzdem kann auch das eine sehr aktive Form der Teilnahme sein. Es besteht ein bemerkenswerter Unterschied zwischen der Einladung zur Teilnahme und dem Beschluss, ihr nicht zu folgen auf der einen Seite und im Gegensatz dazu gar nicht eingeladen zu sein.

Dennoch dient der Dialog auch als Metapher für das Sprechen über Forschung. Als Metapher steht er im Kontrast zum Debattieren, der nicht versucht, Teilnehmer ein Forum zur Verfügung zu stellen, die Kohärenz ihrer Realitäten auszudrücken. Beim Debattieren versucht man nur den Gegner davon zu überzeugen, dass die eigene Position korrekt, wahr und richtig ist. Der Dialog versucht im Gegensatz dazu, eine Gesprächsarena zu erzeugen, in der die Teilnehmer neugierig bezüglich der Kohärenz und der Begründung alternativer Sichtweisen werden und authentischen Respekt gegenüber diesen Kohärenzen erwerben. Das impliziert nicht, dass die Teilnehmer die Weisen, wie andere über die Situation sprechen, gleich akzeptieren oder damit übereinstimmen. Es ist eine Anregung dafür, dass ihre Neugier und ihr Respekt signifikant andere Gespräche möglich machen. Ich würde annehmen, dass diese verschiedenen Gespräche potentiell transformativ sind, indem sie die Möglichkeit für eine Koordination zwischen ungleichen Gemeinschaften eröffnen.

Abschließende Kommentare

Die soziale Poesie beschreibt, wie sich Teilnehmer aufeinander beziehen, gemeinsam Bedeutung erzeugen und wie sie in diesem Sinne die Samen des transformativen Dialogs säen. Forschung hat auch das Potenzial, zum transformativen Dialog einzuladen, wenn sie als etwas sozialpoetisches angesehen wird. Diese Sichtweise, in der Forschung beziehungsengagiert ist, ist vollkommen anders als unser allgemeines Verständnis von Forschungsprozessen. Forschung ist also selbst eine weitere Form des Gesprächs und im Gespräch – in beziehungsengagierter Aktivität also – werden unsere Welten beschrieben. Die Welt kann man sich nur in Sprache *vorstellen*, das heißt, in dem, was wir gemeinsam tun. Forschung als poetische Aktivität entwerfen, bedeutet, Aufmerksamkeit auf die Forschung als Gespräch zu lenken – ein Gespräch, das situationspezifisch und relational ist und folglich das Spektrum der Möglich-

keiten und Bilder für weitere Formen des sozialen Lebens erweitern kann.

Literatur

- Anderson, H. (1997): *Conversation, language, and possibilities*. New York (Basic Books).
- Bateson, G. (1972): *Ökologie des Geistes*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Gergen, K. J. (1994): *Realities and relationships*. Cambridge (Harvard University Press).
- McNamee, S. (1995): *Re-inscribing organisational wisdom and courage: The relationally engaged organisation*. In: S. Srivasta (ed.): *Organizational wisdom and courage*. San Francisco (Jossey-Bass).
- McNamee, S. (1997): *Psychotherapy as social konstruktion*. In: H. Rosen a. K. T. Kuehlwein (eds.): *Constructing realities: Meaning-making perspectives for psychotherapists*. New York (Jossey-Bass).
- Seikkula, J., J. Aaltonen, B. Alakare, K. Haarakangas, J. Keranan a. M. Sutela (1995): *Treating psychosis by means of open dialogue*. In: S. Friedman (ed.): *The reflecting team in action*. New York (Guildford).